

Kult-Figur



Lindner gewinnt arthuer-Preis

Rolf Lindner aus Erfurt ist der diesjährige Preisträger der arthuer – der zehnten Thüringer Kunstmesse, die gestern Abend in Erfurt zu Ende ging. Eine Fachjury würdigt ihn sowohl für seinen Messeauftritt als auch für sein Gesamtwerk. Mit Schmuck, Objekten und Emailarbeiten hat sich der Künstler seit Jahren einen Namen in der hiesigen Kunst- und Schmuckgestalter-Szene erworben. Die Jury hebt in der Begründung ihrer Entscheidung Lindners klares Formverständnis und seinen sensiblen Umgang mit den Materialien hervor, wobei auch das Experiment immer eine große Rolle spielte. Mit Kreativität, Leidenschaft und Kraft setzte er immer aufs Neue Maßstäbe und gibt Impulse in weltweiter Vernetzung weiter. Der Kunstpreis der arthuer wird alle zwei Jahre von der SV Sparkassen-Versicherung ausgelobt und ist mit 5 000 Euro dotiert. Er wurde gestern von Kulturstaatssekretärin Babette Winter übergeben. red

Kultur-Notizen

Tausende stürmen die Plaza der Elbphilharmonie

Hamburg – Die am Freitag eröffnete Plaza der neuen Elbphilharmonie hat sich am Wochenende als Besuchermagnet erwiesen. Am Samstag haben 12 000 Menschen das Bauwerk besucht, teilte das Haus mit. Gestern wurde mit einer ähnlichen Besucherzahl gerechnet. Die Plaza in 37 Metern Höhe gewährt einen spektakulären Blick über Stadt und Hafen. Die Besucher müssen ein Ticket lösen, das eine Stunde lang gültig ist. Es können sich bis zu 1 200 Menschen gleichzeitig auf dem Gebäude aufhalten. dpa

Deutscher Theaterpreis geht drei Mal nach Berlin

Freiburg – Der Deutsche Theaterpreis „Faust“ geht in diesem Jahr auch an Künstler in Berlin und Dresden. Am Samstag wurde er im Theater Freiburg/Breisgau verliehen. In der Kategorie „Regie Schauspiel“ erhielt ihn Frank Castorf von der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz für „Die Brüder Karamasow“, in der Kategorie „Darsteller Schauspiel“ Kathrin Angerer in „Service / No Service“ – ebenfalls von der Volksbühne, und in der Kategorie „Sängerdarsteller Musiktheater“ Nicole Chevalier für ihre Partien Stella/Olympia/Antonia/Giulietta in „Les Contes d'Hoffmann“ an der Komische Oper Berlin. Der Preis für „Choreografie“ ging u.a. an Alexander Ekman für „COW“ an der Sächsischen Staatsoper Dresden. Alle Preisträger unter www.buehnenverein.de. epd

Rückkehr der Dienstboten

Wir machen die Hausarbeit, du lebst dein Leben. So wirbt die Service-Plattform TaskRabbit in New York für ihre Dienste. Für jede unerquickliche Tätigkeit findet sich in den USA jemand, der sie übernimmt. Agenturen vermitteln Heerscharen von Babysittern, Pflegekräften, Chauffeuren, Butlern – und klären im voraus alles ab: Vertrauenswürdigkeit, Qualifizierung, Bezahlung. Persönliche Nähe zum Perso-



Hinterm Horizont ... – lauert so manche Überraschung: Die Suhler Singakademie begeisterte ihr Publikum am Freitag mit amerikanischer Chormusik.

Foto: ari

Harmonie aus Übersee

Kultur ist – wer wollte das bestreiten – ein amerikanischer Exportschlager: Filme, Popmusik, TV-Serien, Fotografie, Architektur, Bildende Kunst – Einflüsse aus Übersee sind hierzulande allgegenwärtig. Am Freitag überraschte die Suhler Singakademie ihr Publikum mit moderner Chormusik aus den USA.

Von Peter Lauterbach

Als der Wolkenbruch in der Suhler Hauptkirche niederprasselt, reicht den Sängerinnen und Sängern von Singakademie und Knabenchor die Stimme allein nicht mehr aus: Sie klatschen in die Hände, schnippen mit den Fingern, dazu werbelt Maximilian Strobel an seinen Percussions. Es tropft, es regnet, es schüttet, es donnert, ein Rinnsal sucht sich schließlich seinen Weg über die ausgetrocknete, dürstende Erde, die sich so lange nach dem erlösenden Nass gesehnt hatte.

Im Kopf der Zuhörer montieren sich Bildfetzen wie von Geisterhand zu einem Film: Brütende Hitze, Gewitter, Wasser – so oder so ähnlich hat doch jeder die Naturgewalten schon mal erlebt! Den Soundtrack, der all das auslöst, hat Eric Whitacre nach einem spanischsprachigen Gedicht des mexikanischen Literatur-

nobelpreisträgers Octavio Paz geschrieben. „Cloudburst“ (Wolkenbruch) nannte der amerikanische Komponist sein Werk. Es dauert eine ganz Weile, fast die Hälfte des Stücks, bis der Regen endlich erwacht. Aber dann bricht er mit Gewalt los. Dass Whitacre dieses Naturschauspiel so verblüffend in Noten gießen konnte, hat wohl einen einfachen Grund: Er wurde 1970 in Reno geboren – und Nevada gehört bekanntlich zu den trockensten Gegenden der USA.

Faible für Filmmusik

Wohl nicht zufällig hat Chorleiter Robert Grunert das Konzert ausgerechnet nach dem assoziationsfreudigen „Cloudburst“ benannt. Die Komposition scheint irgendwie typisch für Amerika, in dessen (moderner) Kunst sich immer wieder einprägsame, vorstellbare Beschreibungen von Gefühlen oder Ereignissen finden. Von abstrakten Klangbildern kaum eine Spur. Grunert scheint an diesem Eric Whitacre regelrecht einen Narren gefressen zu haben: Gleich vier Werke des Künstlers stehen am Freitagabend auf dem Konzertprogramm. Unüberhörbar Whitacres Faible für gängige Filmmusik – wem wundert's? Hat er doch auch schon Musik für die „Pirates of Caribbean“ komponiert.

Als sein „Lieblingswerk“ des die moderne amerikanische Chorliteratur „prägenden Komponisten“ Whitacre stellt Grunert dem Publikum „A Boy and a Girl“ vor. Auch hierfür schrieb Octavio Paz den Text – diesmal in Englisch. Eine fantastisch auf

drei Strophen verdichtete Geschichte über einen Jungen und ein Mädchen, die in Liebe alt werden, überrascht die Zuhörer mit überbordender musikalischer Pracht. Dabei verlangt ein filigranes Spiel mit Halb- und Ganztonschritten, den um die Männerstimmen des Knabenchors verstärkten Sängerinnen und Sängern der Singakademie einiges ab – Harmonie und Disharmonie trennen musikalisch bekanntlich nur Miniaturen.

Whitacres „Wiegenlied einer Robbe“ oder seine fünf hebräischen Liebeslieder, die zum Teil auf den Erlebnissen einer Deutschlandreise fußen, sind – einmal mit Klavier (Rosa Nimmer) und einmal mit Violine (Miriam Brandt) begleitet – weitere Belege für das Harmoniebedürfnis moderner Chorliteratur aus Übersee. Hier zeigt sich amerikanischer Pragmatismus, denn Atonalität als eine Strömung der sogenannten Neuen Musik des 20. Jahrhunderts hat es beim hiesigen Publikum bekanntlich schwer. Als eine Art Rückbesinnung nach den kompositorischen Einflüssen der Moderne charakterisiert Grunert im Konzert die moderne Chormusik aus den USA. Wie vielseitig sie dennoch ist, beweist er mit dem Programm: Eingangs der musikalisch höchst anspruchsvolle Versuch, nach dem Licht zu greifen – mit Morten Lauridsens „O nata lux“. Ein kurzes, ergreifendes, friedfertiges Stück, aber vielleicht auch das schwierigste des Abends, dessen Noten über mehrere Oktaven reichen. Danach – natürlich – ein Spiritual. Rhythmus ist bekanntlich ein wichtiges Element

amerikanischer Musik: Sehr lebhaft und sehr dynamisch erscheint „Witness“ von Jack Halloran. Und fast zum Schluss eine „Kleine Perle“ – so Chorleiter Grunert: „Stars“ von Erik Esenvalds, so etwas wie „kosmische Harmonie“ unter dem Firmament.

Kein Alltagswerk

Von diesem Chorabend bleibt – zuallererst eine Bereicherung. Gelegenheit, moderne Musik aus Übersee von mehr oder weniger unbekanntem Komponisten zu hören, gibt es hierzulande nicht so furchtbar oft. Schön, dass die Suhler Singakademie dies einmal möglich machte! Es bleibt auch eine Überraschung: Egal, ob der Zuhörer die musikalische Moderne des 20. Jahrhunderts nun toll oder grässlich findet: Die zumeist noch jungen Amerikaner versuchen eine Klangsprache, die sich (wieder) stark an klassischen Hörgewohnheiten orientiert. Soll heißen: Harmonie ist kein Fehler. Trotzdem klingt's ziemlich modern – übrigens auch, weil moderne Texte verarbeitet werden.

Dass die Stücke auch für den Chor kein Alltagswerk sind, hörte man dem Konzert ein bisschen an. Daran aber ist nicht zu kriteln. Vielleicht sollte bei ähnlichen Vorhaben ein Conferencier durchs Programm führen. Robert Grunert gab sich zwar viel Mühe beim Erklären, war aber – verständlicherweise – auch aufgeregt. Dennoch: Wer dieses Konzert nicht mit Gewinn mit nach Hause nahm, musste schon in der Kirchenbank eingeschlafen sein.

Gedanken-Sprünge

nal ist weder nötig noch ist sie erwünscht. Während seiner Amtszeit als Leiter des Goethe-Instituts in New York konnte Christoph Bartmann jeden Morgen beobachten, wie sich in der Lobby seines Appartementhauses Kinder mädchen, Reinigungskräfte und Lieferanten tummelten, um ihr Tagwerk zu beginnen – in der Regel Frauen und Männer aus Lateinamerika, die sich ihren Lebensunterhalt als Servicekräfte verdienen.

Bartmann hat ein Buch über den neuen Trend geschrieben: „Die Rückkehr der Diener“. Nicht nur in den USA wächst das Heer dienstbarer Geister. Privathaushalte sind wieder zu einem relevanten Arbeitgeber geworden. Neben Dienstleistern, die stundenweise ins Haus kommen, soll es laut Bartmann weltweit mindestens 53 Millionen In-House-Kräfte geben, Menschen also, die wie einst die Zofen im 19. Jahrhundert, bei ihren Dienstherren wohnen und ihnen von früh bis spät zur Verfügung stehen. Da in

diesem Sektor die Schwarzarbeit grassiert, dürften die Zahlen in Wahrheit weit höher sein.

Kindermädchen, Wäscherin und Köchin gehörten früher ganz selbstverständlich zu jedem betuchten gutbürgerlichen Haushalt. In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, so belegen Statistiken, waren Dienstboten in vielen Ländern de facto eine aussterbende Spezies, auch wegen neuer technischer Geräte, die schwere und monotone Hausarbeit erleichterten. Domestiken begegneten einem allenfalls noch in nostalgischen Fernsehserien. Auch wohlhabende Familien räumten das Geschirr nun selbst in die Spülmaschine, trugen den Müll hinaus, putzten eigenhändig das Klo und bügelten ihre Blusen und Hemden selbst. In einer demokratischen Gesellschaft, in der, theoretisch zumindest, Chancengleichheit herrschte, war die Existenz devoter, schlecht bezahlter Hausangestellter nicht mehr recht vorstellbar. Soziologen haben in den letzten

Jahren den Begriff „Refeudalisierung“ in die Diskussion eingebracht. So geißelt etwa der ehemalige Sonderberichterstatter der UN-Menschenrechtskommission, der



Von Friedrich Rauer

Schweizer Jean Ziegler, mit dem Begriff die Macht internationaler Konzerne, die, modernen Feudalherren gleich, rücksichtslos die Rohstoffe armer Länder ausbeuten. Weltweit wächst zudem die Zahl der Menschen, die unter Bedingungen arbeiten, die, wie der Hamburger Soziologe Sighard Neckel formuliert,

„eher an Leibeigenschaft und Sklaverei erinnern als an bürgerlich-kapitalistische Vertragsverhältnisse“. Gleichzeitig, so Neckel, würden „in der Belegung die Privilegien nach ebenso vormoderne Methoden verteilt: Reichtum wird vor allem vererbt, eine ständisch organisierte Managerklasse schenkt sich exorbitante Gehälter zu.“ Folgerichtig gewinnt die familiäre Herkunft für den sozialen Status wieder an Bedeutung. Kinder von leitenden Angestellten beispielsweise haben eine über 40-mal höhere Chance, selbst zur Führungskraft zu werden als Kinder von ungelerten Arbeitern. Und klar: Wer es sich leisten kann, lässt sich auch gern wieder bedienen und rundum umsorgen.

Heinrich von Treitschke (1834 – 1896), Historiker, Reichstagsabgeordneter und Publizist, schrieb: „Keine Kultur ohne Dienstboten. Wenn nicht Menschen da wären, welche die niedrigen Arbeiten verrichten, so könnte die höhere Natur nicht gedeihen.“ Die „höhere Na-

Guckkasten

Differenzierter Blick

Von Klaus Grimberg

Tatort „Borowski und das verlorene Mädchen“ – gestern im Ersten gesehen

Fühlten Sie sich auch erappt – bei vorschnellen Schuldzuweisungen? Der Mörder der Schülerin Maria, deren Leiche in der Kieler Förde angeschwemmt wird, war doch gewiss in einer Moschee zu suchen, in der Radikale enge Kontakte zu Gotteskriegerern im Nahen Osten pflegen. Ein gerade aus der Haft entlassener muslimischer Gewalttäter, ein zwielichtiger Imam und eine offensichtlich manipulative Glaubensschwester – der Täter konnte doch nur in diesem undurchsichtigen Milieu zu finden sein!

Am Ende war es ganz anders. Und der Zuschauer konnte sich selbst befragen, ob und wie leicht er sich auf die falsche Fährte hatte führen lassen. Dass ein Fall erst dann gelöst ist, wenn sich aus allen Details ein wirklich schlüssiges Bild ergibt, das führte dieser Tatort mit Bravour vor Augen. Marias Tod war die Folge von Psycho-Mobbing unter Schülerinnen. Mit dem Islam hatte er nichts zu tun. Dennoch drehte sich „Borowski und das verlorene Mädchen“ im Kern um islamistische radikalisierte junge Menschen, die von Deutschland aus in den heiligen Krieg ziehen. Die 17-jährige Julia, familiär enturzelt und von der Leere der westlichen Konsumwelt angewidert, scheint ein willfähriges Opfer für fundamentalistische Seelenfänger. Sie soll als rechtgläubige Ehefrau einem deutschen Kämpfer an die Front nachfolgen. Doch auch dieser Erzählstrang entwirrt sich anders als erwartet: Die Verführer waren keine Islamisten, sondern Mitarbeiter des Staatsschutzes, die Julia als Lockvogel benutzten, um an entscheidende Hintermänner der Dschihadisten zu kommen.

Dieser Kieler Tatort ist keine klassische Kriminalgeschichte. Eher ein Politthriller, der dank eines sehr klugen Drehbuchs einen differenzierten Blick in die Welt von Muslimen in Deutschland wirft. Dabei bleibt nichts ausgespart: Radikale Heuchler, die Hass predigen, aber auch aufrechte Gläubige, die sich dem entgegenstellen. Eine junge Frau, deren Sinnsuche sie anfällig macht für einfache Heilsversprechen. Die aber in ihrem Irrweg nur bestärkt wird durch die feindlich-aggressiven Reaktionen auf ihre Veränderung. Wer lediglich in Schwarz und Weiß denkt, auch das machte dieser vielschichtige Film deutlich, stärkt allein den Radikalismus.

Die V-Frau in der muslimischen Gemeinde wird deshalb zum zweiten Todesopfer, weil ihre Tamung auffliegt. Diesmal kommt der Täter aus dem radikalisierten Umfeld der Moschee. Erst dieser brutale Mord öffnet Julia die Augen. Borowski hat ab da keinen Zugriff mehr auf die junge Frau. Den ersten Fall konnten sie noch mit präziser Polizeiarbeit lösen. Der zweite Fall aber ist zu komplex, dass er am Ende einfach zu den Akten gelegt werden könnte.